

weisen, daß die kirchliche Jugendarbeit immer in die zeitgeschichtlichen Ereignisse zurückgebunden ist und sich nicht zuerst an Normen des Kirchenrechts orientiert.

Zutreffend beurteilt die Darstellung die eher fragwürdigen Entwicklungen in den 50er Jahren, die zum Zerfallen des „Stammes“ im BDKJ führten und dadurch auch strukturelle Konsequenzen nach sich zogen. Leider wird die Bedeutung des Synodenbeschlusses von Würzburg (1975) „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ nicht angemessen gewürdigt (151). Die in den folgenden Jahren schrittweise Entflechtung zwischen BDKJ und bischöflichen Jugendämtern endete dann 1996 mit der Neuerrichtung der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge – offensichtlich ein verhängnisvoller Schritt (159). Die Gründung eines eigenen Jugendverbandes in der Diözese Fulda (161) erhält in seiner breiten Darstellung ein unangemessenes Gewicht; denn letztlich war sie nur das Ergebnis einer überzogenen Reaktion eines einzelnen Bischofs. Ähnliches mag für die Entwicklungen in Mecklenburg und in Berlin gelten, die für das restliche Deutschland nach der Wiedervereinigung keine Maßstäbe setzten, die aber offensichtlich dem kirchlichen Vereinsrecht näherstehen. Diese wenigen Beispiele weisen bereits auf, daß die kanonistische Optik die Wahrnehmung der Vorgänge in der jüngsten Geschichte der kirchlichen Jugendarbeit beeinflusst. Die zahlreichen, im zweiten Band (393–702) abgedruckten Texte können zur Klärung der kirchenrechtlichen Fragen dienlich sein. Leider ver-

mißt man den Text des Würzburger Synodenbeschlusses.

Die „Resümierende Gesamtbetrachtung“ am Ende der kanonistischen Betrachtung (169–270) kommt zu dem Urteil, daß der BDKJ-Bundesverband „dem geltenden Vereinsrecht auf der Ebene des can. 215 CIC als freier Zusammenschluß von Gläubigen einzuordnen“ ist, ein „Rechtsstatus, der auch seinen Mitgliedsverbänden auf Bundesebene und fast allen BDKJ-Diözesanverbänden zukommt“ (266). Die Antwort auf die Frage, ob ein Jugendverband seine verbandliche Autonomie oder die eigenverantwortliche Bewegungsfreiheit verliert, wenn er den Status eines privaten Vereins erwirbt, heißt Nein. Die am Ende angedeutete Möglichkeit, daß Jugendverbände den Rechtsstatus eines privaten Vereins abstreifen und neue Satzungen beschließen, ohne sie der zuständigen Kirchenautorität vorzulegen, wird ein „Kurswechsel“ genannt, „der jedoch Irritationen hervorrufen“ würde, die „geeignet sind, das Verhältnis des Bundes (Anm: des BDKJ) zur verfaßten Kirche empfindlich zu belasten“ (270). Damit sind gewiß jene Probleme und Schwierigkeiten angedeutet, die sich für einen Jugendverband in der Kirche, der mit der Jugend im Gespräch bleiben und auch reformerische Schritte wagen will, notgedrungen ergeben können. Trotz des eingeschränkten erkenntnisleitenden Interesses kann das Werk (eine Dissertation an der Universität Köln 1996/97) zur behutsamen Klärung von Rechtsfragen in der kirchlichen Jugendarbeit beitragen. *Roman Bleistein SJ*

Philosophie

BORDT, Michael: *Platon*. Freiburg: Herder 1999. 192 S. (Herder Spektrum. 4761.) Kart. 16,80.

„Keine Angst vor Platon!“ – so könnte man werben für die Einführung in das Philosophieren dieses Denkers, die Michael Bordt vorgelegt hat unter dem lapidaren Titel „Platon“. Eine klare Sprache, welche die Fachterminologie auf das Notwendigste beschränkt und zudem erläutert, eine organische und übersichtliche Gliederung, welche dem Leser Orientierung in größeren Zusammenhängen ermöglicht, und der Ehrgeiz, in Platons Werken auch Anregungen für heutiges

Denken zu erschließen, ermutigen von der ersten Seite an, sich von dieser Einführung leiten zu lassen.

Das erste Kapitel ist Platons Biographie gewidmet. Daran schließt sich eine Abhandlung über das Verhältnis zwischen Sophistik einerseits und Sokrates/Platon andererseits an; denn die oft so genannte „sophistische Aufklärung“, welche die herkömmliche Moral in Frage stellt und in ihrer politischen Ausprägung die athenische Demokratie korrumpiert, ist Anstoß für „eine der zentralen philosophischen Bemühungen Pla-

tons“, die darauf zielt, „zu begründen, daß das, was gut und gerecht ist, nicht relativ auf eine bestimmte Kultur gut und gerecht ist, sondern daß es einen objektiven Maßstab gibt, an dem sich der Mensch orientieren muß, wenn er ein gutes und glückliches Leben führen will“ (30).

In den frühen Dialogen – ein knappes Kapitel diskutiert auch Fragen der Echtheit und Chronologie in Platons Werk – äußert sich die Frage nach dem Guten noch in der Frage nach einzelnen Tugenden: Was ist Tapferkeit, Gerechtigkeit oder Frömmigkeit? Zwar bleiben diese Definitionsversuche ohne Ergebnis, aber sie entlarven zumindest vermeintliches Wissen als Unwissen. In diesem Zusammenhang vollzieht sich auch ein weiterer Schritt in Platons Denken: Wer tapfere, gerechte oder fromme Handlungen als solche identifizieren will, benötigt ein Bild, eine „Idee“ von Tapferkeit usw. Da es um Tugenden geht, die gemäß Definition gut sein sollen, richtet sich schließlich die Suche auf die Idee des Guten überhaupt. Diesem Thema, das Platons mittlere Dialoge beherrscht, widmet Bordt das ausführlichste Kapitel (75–128). Dabei wird deutlich, daß nicht nur Metaphysik und Erkenntnislehre, sondern auch Psychologie, Politologie und Ästhetik in engstem Zusammenhang mit der Idee des Guten stehen. In der Darstellung des Spätwerks arbeitet Bordt die jeweiligen Akzentverschiebungen und Kontinuitäten heraus. Im Anhang finden sich hilfreiche „Steckbriefe“ der einzelnen Dialoge. Hinweise zu weiterführender Literatur und Register runden diese Einführung ab.

Obwohl Bordt sich von der Systematik der Problemstellungen leiten läßt und nicht der Reihe nach einzelne Dialoge behandelt, vermittelt er Einblick in die wichtigsten Werke Platons. Auf Interpretationsschwierigkeiten macht er aufmerksam, ohne die damit verbundenen Diskussionen lang und breit zu schildern. Auf 190 Seiten genügen ihm 19 Verweise auf Sekundärliteratur. Diese Souveränität mag fahrlässig erscheinen, ist aber abgesichert dadurch, daß Bordt Platons Werk weniger als Lehrgebäude versteht, sondern als ein sich weiterentwickelndes System von Fragestellungen. Ausdrücklich wirft er in Kapitel 5 die Frage auf, ob man mit Recht von einer *Ideen-Lehre* sprechen könne. Aufschlußreich ist auch die Frage, weshalb Platon nicht Abhandlungen,

sondern Dialoge verfaßt (Kapitel 4). Zunächst erweist er damit wohl seinem Lehrer Sokrates seine Reverenz. Dann eröffnet die Dialogform mehr Möglichkeiten der literarischen Gestaltung. Vor allem aber geht es darum, daß „Platon seinen Lesern durch die Form des Dialoges keine fertigen Resultate und Informationen, sondern Probleme vorlegt, die zum eigenen Suchen nach der Wahrheit provozieren sollen“ (49f.). Diesem Ziel hat sich auch Bordt verschrieben, und er hat es nach Meinung des Rezensenten erreicht.

Albert Radl SJ

WOLF, KURT: *Religionsphilosophie in Frankreich*. Der „ganz Andere“ und die personale Struktur der Welt. München: Fink 1999. 216 S. Kart. 48,-.

Unverkennbar wird die philosophische Landschaft im deutschsprachigen Raum mehr und mehr von der angelsächsisch-analytischen Philosophie beherrscht. Dies gilt auch für die Religionsphilosophie. Das Buch von Kurt Wolf lädt ein, die Aufmerksamkeit in eine andere Richtung zu lenken, und wie sich zeigt, lohnt es sich, dieser Einladung zu folgen. Es vermittelt einen Überblick über die Religionsphilosophie in Frankreich seit 1945. Autoren verschiedener Traditionen kommen zur Sprache, etwa aus der Phänomenologie, dem Thomismus oder der Transzendentalphilosophie. Trotz ihrer verschiedenen Ansätze und Methoden ist eine gewisse Gemeinsamkeit in der Thematik zu erkennen, die man Konzentration auf das Personale nennen könnte. Dementsprechend ist auch der Buchtitel gewählt. Nicht zuletzt diese Konvergenz läßt eine gewichtige Stimme entstehen, der sich die Diskussion in Deutschland nicht verschließen sollte. In der Reihe der dargestellten Autoren finden sich bekannte, aber auch bei uns weniger oder kaum bekannte. Von den letzteren ist manchmal fast nichts übersetzt. Für viele Leser dürfte deshalb das Buch die erste Begegnung mit ihnen stiften.

Den Auftakt bildet *Gabriel Marcel*, der die personale, engagierte „Existenz“ in die Mitte seines Denkens stellt. Diese Existenz ist, vermittelt über die Dimension der Zwischenmenschlichkeit, offen auf das „absolute Sein“, das sich als „absolutes Du“ enthüllt. Marcel hat damit gleichsam einen Akkord angeschlagen, der sich